

Die künstliche Demoiselle

Ein galantes Abenteuer Giacomo Casanovas
auf der Reise nach Petersburg im Winter 1764,
nach der Niederschrift in seinen Memoiren
von ihm angeblich ins Feuer geworfen,
von anderer Hand jedoch gerettet
und nun erstmals veröffentlicht

von

Meinrad Braun

Hätte ich an diesem Abend die Vorhänge meiner Kutsche verschlossen gehalten, denn gemeinhin tue ich das, wenn ich durch derart langweilige Gegenden fahre, wie es die kurländischen Sümpfe im Winter sind, dann wäre mir eine Begegnung erspart geblieben, die mein ganzes weiteres Leben überschatten sollte.

Ich hatte Preußen verlassen, wo ich nur knapp einer Anstellung bei König Friedrich entkam, die mir zwar seine Sympathie, aber keinen roten Heller eingebracht hätte, und wollte nach Petersburg reisen um die junge Zarin zu sehen. In wenigen Stunden hoffte ich Riga zu erreichen, dort wollte ich die Pferde wechseln, da ich vorhatte, in meiner Kutsche während der Fahrt zu schlafen, um auf diese Weise nicht Zeit und Geld an Gasthöfe zu verschwenden. Ich hatte dem Kutscher aufgetragen, mich so rasch wie möglich nach Petersburg zu befördern.

Wir fuhren eben durch eine kleine Ortschaft, eine Ansammlung von Häusern, größer als ein Dorf, aber nicht wert, eine Stadt genannt zu werden. Es war um fünf Uhr am Nachmittag im Dezember, die Dunkelheit hatte bereits begonnen. Schneeflocken trieben durch das Fackellicht an den Straßenecken und mein Wagen, wiewohl bestens gefedert, holperte in der unkomfortabelsten Weise über die schadhafte Straßen. Innerhalb der Ortschaften findet man die schlechtesten Wege, nicht nur weil sie vielfältig benutzt werden, sondern weil die Bewohner allen möglichen Unrat hier zu hinterlassen pflegen. Das Geschwür, das in meinem Darm saß, zwang mich, auf

der Seite zu liegen, da es von den Erschütterungen der Kutsche beständig gereizt wurde. Ein Klistier hätte mir Erleichterung verschafft, aber daran konnte ich erst wieder denken, wenn wir in Riga Station machten.

Ich hörte den Kutscher fluchen, als er abbremsen musste um jemanden vorbeizulassen, der uns entgegenkam, und ich sah, während das Fahrzeug uns passierte, durch das Fenster hinaus im Licht der Kutschenlaterne direkt in das Gesicht einer schönen Frau.

Nun habe ich in meinem Leben viele Frauen gesehen, viele schöne Frauen zumal, und es ging mir immer gleich damit. Für mich entschied der Augenblick, ob dies eine Begegnung der Liebe werden könne oder nicht. Manches Mal habe ich mich bereits mit dem ersten Blick in die Augen einer Frau verliebt.

Sie sah mich an, ihr Antlitz gerahmt von der behandschuh-ten Rechten, mit der sie den Vorhang am Kutschenfenster offen hielt, und ihr Blick erfasste mich durch beide Glas-scheiben hindurch auf eine Weise, die mir vorkam wie die Erinnerung daran, dass wir uns schon immer gekannt haben mussten.

Nur ein paar Sekunden lang befanden sich die beiden Fenster einander gegenüber. In dieser Zeit schlossen sich ihre Lider einmal, und vor und nach diesem Lidschlag fühlte ich gleichermaßen den Schmerz, meine bisherigen Tage nicht mit ihr geteilt zu haben, wie die Sehnsucht, es fortan zu tun. Ihre Augen waren blau, ein grüner Schimmer lag darin, den das Meer im Sommer hat.

Die Kutsche, es war ein leichtes Cabriolet, verschwand, aber ich starrte noch immer aus dem Fenster, sicher nicht länger als eine halbe Minute, bevor ich aus meinem Traum erwachte. Da pochte ich an die Luke zum Kutschbock und

befahl, auf der Stelle zu wenden. Als wir schließlich die Straße, auf der ich eben noch nach Riga reisen wollte, glücklich in der Gegenrichtung entlangfahren, trug ich dem Kutscher auf, er solle dem Cabriolet folgen, aber wir fanden es nicht mehr.

Ich hatte nur noch den brennenden Wunsch, dieser Frau zu begegnen. Sobald ich meinen Verstand wieder gebrauchen konnte, sagte ich mir, dass ein so leichtes Fahrzeug wahrscheinlich aus der nächsten Umgebung stammte. Ich befahl daher dem Kutscher, ein Quartier in der Nähe zu suchen und verbrachte die restliche Fahrt damit, aus dem Fenster zu spähen. Dabei bekam ich nichts anderes zu Gesicht als die Dunkelheit, ab und zu ein paar erleuchtete Fenster und den vorübertreibenden Schnee.

Womit ich schließlich vorlieb nehmen musste, war ein leidlich sauberer Gasthof, der einmal bessere Tage gesehen hatte. Weil ich nicht mehr als eine oder zwei Nächte dort verbringen wollte, ließ ich mir das Notwendigste heraufholen, wozu ein kaltes Huhn und eine Flasche Portwein aus meinem eigenen Proviant gehörten, da ich der Küche des Hauses nichts zutraute.

Ich rief den Wirt in mein Zimmer und stellte ihm, während ich mein bescheidenes Nachtmahl zu mir nahm, ein paar Fragen. Da er natürlich des Französischen nicht mächtig war, versuchte ich es auf Deutsch, das man in dieser Gegend versteht. Aber meine eigenen Kenntnisse dieser Sprache waren zu unvollkommen, so dass ich schließlich den Kutscher heraufholen ließ, um zu dolmetschen. Ich erfuhr das Folgende:

Man befinde sich hier in der Stadt Lamburg oder Lemburg, sechs Fahrstunden von Riga. Als Personen von Stand lebten hier der Starost, ein Arzt und der Pfarrer, woran man sieht, was für eine Vorstellung von Standespersonen der

Wirt besaß. Immerhin bekam ich heraus, dass in nächster Nähe auch ein Baron von Krusenstern lebe, der ein Verwandter des Prinzen Karl von Kurland sei, und der, wie der Wirt auf meine Nachfrage hin versicherte, derzeit auf seinem Schloss weile. Das hörte ich mit Vergnügen, konnte ich doch annehmen, dort Informationen über die in Frage kommenden Personen zu erhalten, unter denen sich meine neue Bekanntschaft befinden musste.

Zufrieden ging ich an diesem Abend zu Bett, zuvor arbeitete ich noch eine Weile an den Exzerpten, die ich für meine Übersetzung der Ilias in der Wolfenbütteler Bibliothek angefertigt hatte. Ich bin immer stolz darauf gewesen, in meinem Leben keine Zeit vergeudet zu haben, und glaube sagen zu können, dass mit Ausnahme jener erzwungenen Kerkeraufenthalte, die auf ihre Weise nicht ohne Wert für die Bildung meines Charakters gewesen sein mögen, höchstens ein paar Tage zusammengekommen wären, wenn ich mir die Mühe machte, die unnütz verbrachten Stunden meines Daseins zusammenzuzählen.

Nachdem ich dem Baron von Krusenstern am nächsten Tag ein Billet übersandt hatte mit einigen handgeschriebenen Zeilen darauf, die meinen geplanten Besuch bei der Zarin betrafen, brachte mir der Bote noch für den gleichen Abend eine formelle Einladung zum Souper:

*Verehrter Graf,
ich würde es mir zur Ehre anrechnen,
wenn Sie heute Abend mit mir speisen würden
und meine Empfehlungen an Zarin Katharina
mit nach Petersburg nehmen wollten.
Unterzeichnet Baron von Krusenstern*

Ich wählte für den Abend meinen eleganten Taftanzug und legte das Kreuz meines Ordens mit den Brillanten an. Mein Kutscher fuhr mich den bezeichneten Weg hinaus aus dem Städtchen zum Schloss des Barons. Es hatte zu schneien aufgehört, die Luft war klar und angenehm. Das Anwesen lag auf einem Hügel, von dem aus man im Mondlicht das Tal der Düna überblicken konnte, die sich zwischen endlosen Sümpfen zum Meer hin schlängelte.

Der Baron, altmodisch gekleidet, empfing mich zusammen mit seiner blonden Gemahlin und seinem Sohn, einem schweigsamen, aufgeschossenen Jüngling von wohl sechzehn Jahren in einer Kadettenuniform, der während des Soupers von seinen Eltern fortlaufend dazu angehalten werden musste, Französisch zu sprechen. Da sie beide dazu ebenfalls nur mangelhaft in der Lage waren, beschränkte sich die Unterhaltung im Wesentlichen darauf, dass sie mir zuhörten und ab und zu ein "Erstaunlich!" oder "Großartig!" einwarfen. Eine komische Szenerie, die der junge Mann, seiner Miene nach zu urteilen, wohl ebenso abgeschmackt fand wie ich selbst.

Ich jedenfalls spielte meine Rolle mit Esprit und erheiterte das Trio mit einer humoristischen Darstellung des preussischen Königs, den man angeblich niemals ohne Hut sieht und der, wie ich versicherte einen Gebäudeflügel seines Schlosses vollständig zumauern ließ, weil er dort einmal eine Tänzerin nackt erblickte: Die Gute war wohl eben dabei gewesen, sich anzukleiden. Das tat ich zum einen, um mich an Friedrich dafür zu rächen, dass er mir eine Stelle als Erzieher von Junkerssöhnen für einen Dienstbotenlohn anbot, zum anderen wollte ich meine Gastgeber ein wenig herausfordern, um im Hinblick auf meine Absichten ihre Bereitschaft zu Klatsch und Frivolitäten zu prüfen. Ich hatte Erfolg.

Die Dame des Hauses, ihrer groben Physiognomie nach

wohl eine Schwedin, berichtete daraufhin hinter vorgehaltener Hand in furchtbarem Französisch einige Nachrichten vom Petersburger Hof, sie befassten sich mit den Hintergründen der Verschwörung und waren von langweiligster Art. Ihr Sohn zog ein Gesicht, als habe er Leibschneiden, ich glaube, er schämte sich in Grund und Boden.

Die Krusensterns berichteten weiter von ihrer Bekanntschaft mit dem Hause Esterhazy und ihrer Sorge darüber, ob wohl die Nachfolger der Esterhazys, die zum engeren Kreis der Zarin zählten, die Belange ihres Landes noch schützen könnten. Man halte es nur für eine Frage der Zeit, bis die Zarin sich Rigas seines günstigen Hafens wegen bemächtigen werde. Aus Höflichkeit hörte ich ihren Klagen eine Weile zu, indessen interessierte mich wenig, ob auch Kurland dem Hunger Russlands zum Opfer fallen sollte, in dessen Zentrum ich mich bald begeben würde. Schließlich hielt ich die Zeit für gekommen und fragte meine Gastgeber nach der schönen Unbekannten, die mir gestern so unverhofft begegnet war.

Nachdem ich sie und das Cabriolet, in dem sie gefahren, so gut ich konnte beschrieben hatte, wussten sie zunächst keinen Rat. Die Baronesse dachte eine Weile nach, dann sagte sie, dass sie eine solche Person hier in der Gegend nicht kenne. Vielleicht eine Reisende, warf ich ein und vermutete weiter, dass dem leichten Gefährt nach zu schließen die Dame wohl in der Nähe logieren müsse.

Beide bedauerten, mir nicht helfen zu können.

Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, als der junge Mann mit verdrossener Miene seinen Mund aufat. "Der Herr ist vermutlich der Demoiselle begegnet", sagte er.

"Der Demoiselle, die wir mit Monsieur de Ravenstein am Theater gesehen haben. Sie ist sehr schön", ergänzte er noch



mit bedauernder Miene und versank nach dieser Mitteilung wieder in beleidigtes Schweigen.

Nun erinnerten sich auch seine Eltern und beeilten sich, mir zu erzählen, dass die beiden Fremden eine Attraktion des städtischen Theaters dargestellt hätten. Man habe gemeinsam eine Vorstellung besucht, die ein Monsieur de Ravenstein zusammen mit der jungen Dame auf die Bitte einiger Bürger hin gegeben. Dieser Monsieur de Ravenstein, ein deutscher Arzt und Chemiker, habe allerlei Naturkünste vorgeführt und die Demoiselle sei in der Lage gewesen, mittels magnetischer Einflüsse in der Luft zu schweben, eine köstliche Illusionskunst, die das Publikum außerordentlich goutiert habe. Ich müsse unbedingt eine Vorstellung besuchen, wenn Monsieur de R. nochmals eine solche anbiete.

Das, so sagte ich mir, würde ich ganz sicher tun. Ich beglückwünschte mich, um so mehr, als der Baronin einfiel, man werde im Theater von L. für den kommenden Sonnabend einen Maskenball veranstalten, den ich, als Venezianer, wie sie mit einem sehnsüchtigen Blick ins Ungewisse sagte, nicht versäumen dürfe, und ich schwor mir, mich auch daran getreulich zu halten.

Damit war der Zweck meines Besuches erfüllt. Ich plauderte noch ein wenig, ließ mir schließlich vom Schlossbalkon aus die Lichter des fernen Riga zeigen, das sich wie ein halb erloschenes Feuer vor dem bleifarbenen nächtlichen Meer erstreckte, dann verabschiedete ich mich mit dem wenig aufrichtigen Versprechen, dem Schloss vor meiner Abreise nochmals einen Besuch abzustatten.

Für den Maskenball im Theater von L. bereitete ich mich so gut vor, wie es den Umständen entsprechend möglich war. Nichts halbherzig zu tun ist schon immer eines meiner Prinzipien gewesen. Also hatte ich in den zwei Tagen, die mir noch bis zum Ball blieben, den Schneider des Ortes aufgesucht und ihm eine Zeichnung von dem Kostüm angefertigt, das ich zu tragen wünschte – ein Domino – und von dem ich annehmen musste, dass er dergleichen noch niemals zu Gesicht bekommen. Ich fand außerdem schnell heraus, wo Monsier de R. sich aufhielt. Er logierte in einem zweistöckigen Haus am Ende der Stadt, das in seinem heruntergekommenen Zustand neben den anderen Häusern nicht weiter herausstach. Das Haus war von einer hohen Mauer umgeben, dahinter befand sich ein großzügiger Garten mit Bosquetten. Die Fenster waren verhängt. Niemand ging ein und aus.

Leider war es mir nicht möglich, mich ohne größeres Aufsehen in der Nähe des Hauses aufzuhalten, weil es völlig freistehend am Ende einer Sackgasse gelegen war. Man hätte jeden, der davor verweilte, von den Fenstern aus bald entdeckt. Ich hielt es daher für klug, meinen Wagen am Ausgang der Straße abzustellen und mich ab und zu für einige Stunden darin aufzuhalten in der Hoffnung, dass wenigstens das Cabriolet ausfahren werde, allein ich wartete vergebens. Zum Trost las ich so lange in der Kutsche meinen geliebten Ariost, dessen Verse ich, obwohl ich sie allesamt auswendig hätte hersagen können, doch immer wieder gerne in Zeilen vor mir sehe, und beruhigte mein Gemüt mit der sicheren Aussicht, meine schöne Unbekannte am nächsten Abend wiederzusehen. Und ich wurde nicht enttäuscht.

In meinem Kostüm, das so schlecht gar nicht geraten war, vermutlich zu gleichen Teilen meinem zeichnerischen Können und der Kunst des ländlichen Schneiders zu danken, gesellte